



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Zur Kunde der deutschen Vorzeit. Unter diesem Gesichtspunkt stellen wir hier einige Bemerkungen zusammen über zwei sehr verschiedene Bücher, ein altes und ein neues. Karl Weinholds „Deutsche Frauen im Mittelalter,“ zwei Bände, ein längst anerkanntes und beliebt gewordnes Werk eines ausgezeichneten Gelehrten, ist in dritter Auflage erschienen (Wien, Gerold), es hat also eine Verbreitung gefunden, die bei dem großen Umfang und dem Preis des Werkes gewiß etwas sagen will. Diesen Erfolg erklärt der reiche Inhalt, das gediegne Wissen und die angenehme Darstellung. Die Kunde von dem Leben unsrer Voreltern ist überall bis in die noch lebendigen Bestandteile unsers heutigen Volkstums hinein verfolgt, Fensterparaden, Spinnstuben und Brautwerben führen uns zurück in die Zeiten des ritterlichen Minnedienstes und der dörflichen Liebeslieder. Die politische Geschichte und die zunehmende Kultur haben das Leben der obren Stände umgestaltet, in den untern Schichten sitzen noch die Überbleibsel, die uns der Blick nach rückwärts verständlich macht. Darum ist Weinholds Buch nicht nur für Germanisten geschrieben, sondern für alle, die den Grundlagen heute noch geltender Sitte nachzugehen lieben. Der Verfasser bemerkt, daß er eine völlige Umarbeitung bei seinen Jahren nicht mehr habe vornehmen können. Sie war aber auch nicht nötig, und im einzelnen hat er so viel geändert und nachgetragen, daß kaum eine Seite von seiner Verbesserung unberührt geblieben ist.

Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen nennt sich eine populäre Darstellung von Dr. F. Tegner (Güterlosh, Bertelsmann), die wir für sehr nützlich halten. Der Inhalt ist recht bunt, und bei etwas tieferer Verarbeitung hätten daraus leicht drei oder vier Bücher werden können, die immer noch nicht zu ausführlich geworden wären; so wie das Buch hier vorliegt, hat es mehr den Charakter einer Stoffsammlung, aber sie ist brauchbar, und zwar in folgender Weise. Der Verfasser, der Schulmann ist, hat zunächst an Volksschullehrer gedacht, die sich über die Zusammenhänge ihres Thuns mit den entsprechenden Kundgebungen unsrer ältern und ältesten Kultur näher unterrichten möchten. Wir möchten es außerdem noch als anspruchloses Lehr- oder Nachschlagebuch einer populären deutschen Altertumskunde empfehlen, also allen denen, die nicht selbst Germanisten sind, denn es enthält vielerlei aus Leben, Sitte und Litteratur, was nur indirekt mit der Pädagogik zusammenhängt, und was jedermann interessieren wird, und die Belehrung geschieht sehr zweckmäßig durch Inhaltsangaben, längere und kürzere Auszüge und zahlreiche Zitate aus lateinischen und alten deutschen Schriftwerken. Also der Plan und die Absicht des Verfassers sind gut, und der vielartige, sichtlich an einander gereichte Stoff kann vielerlei nützliche Anregungen geben. Wie wir uns das denken, wollen wir kurz andeuten. Man begegnet ja jetzt oft dem Gedanken, daß wir den germanischen Wurzeln unsrer Bildung mehr Lust und Recht verschaffen sollten gegenüber der aufgeschöpften klassizistischen Kultur, und vorzugsweise wird man ihn natürlich in solchen Kreisen treffen, die nicht aus der „lateinischen Schule“ herausgewachsen sind. Es ist auch gar keine Frage, daß aus unsrer ältern und ältesten Litteratur, da wo sie in diese Schule eingezwängt wird, die Keime des Volkstums und die Laute der Volksseele oft so traulich hervorsehen und so treuherzig an unser Ohr klingen, daß der deutsche Gemütsmensch fragt: war denn das nötig, daß das alles erst durch lateinische Grammatik und Rhetorik hindurchgepreßt wurde? Leider

ja, wird der lateinische Schulmeister sagen, und der Geschichtsphilosoph muß ihm Recht geben. Denn das Handwerkszeug der sprachlichen Schulung wird im großen Haushalt der Geschichte, soweit unsre Erfahrung reicht, nicht jedesmal neu angeschafft, sondern weitergebraucht, das griechische in Rom, das römische im Norden, und daß das den Germanen saurer ankam als den Romanen, die ganz allmählich auch die fremde Sprache größtenteils mit angenommen hatten, ist zu begreifen, war aber nicht zu ändern. Und wenn wir uns heute das Corpus juris vom Halse schaffen können, weil wir ein bürgerliches Gesetzbuch gemacht haben, so dürfen wir daraus nicht schließen: hätten wir nur die Römer gar nicht über die Alpen kommen lassen, so wären wir ja gleich so weit gewesen wie heute. Wenn man in unsern Tagen oft aussprechen hört, unser nationaler Unterricht solle auf das Deutsche gegründet werden, und wenn man dabei vorzugsweise mit das alte deutsche Schrifttum im Sinne hat, mit dem sich das Buch des Verfassers beschäftigt, so steht doch dieser Forderung sehr viel entgegen. Nicht nur, daß uns die Form dieses ganzen Schrifttums fremd geworden ist, denn unter allen modernen Sprachen hat das Deutsche am spätesten die Gestalt angenommen, in der es heute gesprochen wird: zur Zeit Corneilles, Shakespeares oder gar Dantes waren wir noch weit zurück hinter dem Ziel, das unsre heutige Litteratursprache darstellt. Sondern die einzelnen Litteraturwerke selbst sind nicht so in sich abgeschlossen und vollkommen, so als Ausdruck ihrer Zeit bedeutend, wie die anderer Völker in älterer Zeit, was die einfachste Vergleichung zum Bewußtsein bringt. Walthar von der Vogelweide und Dante sind beide politische Lehrdichter, Walthar hatte eine räumlich beschränkte Popularität und auf die politische Aktion seiner Zeit kaum einen heute noch nachweisbaren Einfluß, Dante war schon bei Lebzeiten ein Mann von königlichem Ansehen, die beiderseitigen Werke aber könnten wir nicht mehr vergleichen, so groß ist ihr Abstand. Die Engländer haben eine ältere Litteratur von Spenser bis Milton, die sie besonders gern als Renaissance bezeichnen und durch diesen Ausdruck an fremde, romanische, also im letzten Grunde lateinische Einwirkungen anknüpfen, und die ihnen noch heute lebendig ist. Uns können doch die Sebastian Brant, Fischart, Hans Sachs oder Myrer nichts ähnliches mehr sein, wie ihren Zeitgenossen. Und nun nehme man gar unsre höfischen Epiker, Wolfram, Hartmann usw. Sie dichteten für einen engen Kreis, an dessen Leben und Dauer ihre Wirkung und ihre Bedeutung gebunden war. In der Weltlitteratur sind sie, man möchte sagen Provinzialen, schon weil ihren Werken die Ausgestaltung und Rundung abgeht, wozu sich die Dichter anderer Nationen angesichts der antiken Muster durcharbeiteten. Im Nibelungenliede wird der urwüchsige Ausdruck noch unmittelbar auf uns wirken, im Parzival können wir uns immer nur an einzelnen Schönheiten erfreuen, aber keine litterarhistorische Kunst kann ihn dem Ungelehrten wieder lebendig machen. Anders denkt darüber der Verfasser unsers Buches. „Die paar Übersetzungsfehler sollte man dem Meister Wolfram nicht immer wieder vorwerfen, Goethe und Schiller haben mehr“ (S. 235). Das trifft aber doch nicht den Kern der Sache. Ein Erzähler, der sich beständig in Episoden verirrt und die Pointen verfehlt oder weit umgeht — hat denn der Verfasser für diese sinnfällige Unbeholfenheit seines Dichters keine Empfindung? Also das ist es, worauf diese Bemerkungen hinführen sollen. Unser altes Schrifttum wird uns immer lieb und wert sein als Zeugnis des geistigen Lebens unsrer Voreltern, und der Inhalt dieses Schrifttums verdient in viel weiterm Umfange, als es bis jetzt geschehen ist, beachtet und bekannt zu werden, gepflegt zu werden als deutsche Altertumskunde, und als einen Beitrag dazu haben wir dieses Buch angesehen und empfohlen. Aber man soll

sich dabei immer auch des Mangels bewußt bleiben: die großen, ausgearbeiteten, für alle Zeit giltigen litterarischen Typen fehlen, und deshalb soll man den Bildungswert dieses ganzen Gebietes nicht überschätzen.

Neues über Goethe und Schiller. Wir erwähnen hier zunächst ein Lebensbild der Susanna von Klettenberg, der frommen Veraterin Goethes, von dem Frankfurter Pfarrer Hermann Dechent (Gotha, Berthes). Alles, was seit Lappenberg's Biographie über ihre Verhältnisse bekannt geworden ist, findet man darin verarbeitet, und davor ist der Text der „Bekanntnisse einer schönen Seele“ gesetzt (nach der Hempelschen Ausgabe). Auf S. 203 spricht die Fürstin von Büdingen gleich nach dem Tode des Fräuleins von Klettenberg schmerz erfüllt von der unvergeßlichen Freundin und „ihrer sehr fleißigen Korrespondenz mit mir Armen,“ wozu der Verfasser bemerkt: „Die Briefe der Fürstin an Susanna wurden auf deren Bestimmung ihr später uneröffnet wieder zugestellt.“ Also hat sie Susanna nicht gelesen? und dennoch der Fürstin geantwortet, denn diese besaß doch die „Korrespondenz.“ Bei der großen Sorgfalt, die in dem Buche den unbedeutendsten Dingen zugewandt wird, wundert man sich, diesen merkwürdigen Umstand wie etwas selbstverständliches abgethan zu sehen.

Goethe und das klassische Altertum von Franz Thalmayr, k. k. Gymnasialprofessor (Leipzig, G. Fock) ist ein fleißig gearbeitetes, wohlgemeintes Buch, aber ohne jeden Spiritus. Es gab eine Zeit, wo Philologen über das Verhältnis unsrer großen Dichter zum Altertum nachdenken und zu ihrer Erklärung etwas beitragen konnten, was nur sie vermöge ihrer Kenntniß der antiken Litteratur zu geben vermochten. Aber diese Zeit ist längst vorbei, denn der Stoff ist festgelegt, umgrenzt und auch in die Tiefe so gut wie erforscht. Und da sich z. B. die Gymnasialphilologen alljährlich zwei- bis dreimal das Vergnügen machen, über die tragische Katharsis des Aristoteles aufs neue mit einander zu turniren, so kann jemand in einem Buche über Goethe nicht mehr davon handeln, als wäre er der erste, der es thut, sondern er muß es entweder ganz lassen oder ganz anders machen, als es hier S. 174 geschehen ist. Das läßt sich aber beinahe auf jede Seite dieses Buches anwenden. Sodann muß, wer uns jetzt noch ein Buch über Goethe schreibt, auch etwas besondres zu sagen haben, nicht bloß das, was alle wissen, und endlich muß er es in einer schönen, edeln oder doch unterhaltenden und interessirenden Sprache zu thun verstehen, nicht wie der Gymnasialprofessor, der seine Primaner unterrichten will. Das gebildete deutsche Lesepublikum ist durch gute Bücher verwöhnt und weiß nicht nur über Goethe, sondern auch über seine Stellung zum Altertum jetzt sehr viel besser Bescheid als damals, wo der Rektor Kannegießer die „Harzreise im Winter“ in einem Schulprogramm kommentiren und sich damit noch eine huldvolle Dankagung des immer freundlichen Dichters verdienen konnte. Heute nach siebzig Jahren möchte wohl selbst der litteraturbesessene Primaner, wenn er über Goethe liest, etwas weniger an seine Schullektionen erinnert sein.

Karl Weitbrecht, dem wir schon ein anregendes Buch über den jungen Goethe verdanken (Diesseits von Weimar), bringt jetzt ein ebenso frisch geschriebenes: Schiller in seinen Dramen (Stuttgart, Frommann). Es gewinnt unsre Aufmerksamkeit gleich durch ein bestimmt gestelltes Problem, ohne das die meisten vielleicht denken würden: was kann uns noch „Schiller in seinen Dramen“ neues lehren? Er will zeigen, worin Schillers dramatische Kunst besteht, um daretwillen er nicht nur der größte deutsche Dramatiker ist, sondern

einer der ersten unter allen, die es überhaupt gegeben hat. Besonders da Schiller Tragiker ist, wird man über das Wesen des Tragischen und die tragische Schuld zu größerer Klarheit kommen, wenn man, anstatt immer an einer wunderlichen Stelle der Aristotelischen Poetik wie an einem Evangelium herumzuinterpretieren, ins Auge faßt, was der heutige Sprachgebrauch tragisch nennt — ich meine natürlich nicht den der Zeitungen, der jeden Unglücksfall auf der Straße als „tragisch“ bezeichnet —, und durch welche Mittel ein Dichter, wie Schiller, seine Wirkungen erreicht. Ganz besonders gut wird der tragische Gehalt und die dramatische Sicherheit des Anfängers an den Räubern entwickelt. Die einzelnen Kothheiten verschwinden gegenüber der überlegnen Sicherheit und bühnenmäßigen Kunst und einem Erfolge, der selbst bei mittelmäßigen Aufführungen erreicht wird. Am Schluß ist alles „fertig,“ nicht nur physisch, mit dem Leben, sondern jeder einzelne hat ausgewirkt, es war für ihn nach der Katastrophe keine andre Wendung mehr auszudenken, als die ihm der Dichter gegeben hat, und für den Zuschauer geht das Exempel ohne Rest auf. Im Wallenstein, wo übrigens der Sternenglaube nur eine Teilform des Eigenwillens ist, ist in das Hauptgebiet von echtem tragischem Charakter ein klassizistisches Stück eingeprengt, der „zu schöne“ Max und Thekla, die nach besondern, schwächlichen oder zarteren Gesetzen und Eingebungen handeln. Das war nach dem Verfasser nicht der natürliche Schiller, der Bühnenrealist, sondern der Schönredner, der dem Zeitgeschmack Zugeständnisse machte. Max und Thekla waren die Lieblinge unsrer Voreltern, und sie sind noch die Lieblinge unsrer Jugend, aber sie sind Beispiele dafür, wie sich das Denken und Fühlen im Laufe eines Jahrhunderts ändert bei einer Nation ebenso, wie es sich in der geistigen Entwicklung des Einzelnen ändert. Wir fühlen jetzt, daß die beiden nicht in die Fügung des Gesamtbildes passen, aber dieses selbst, Wallenstein vor allem, wirkt auf uns mit unverminderter Gewalt. In der Maria Stuart, wo das Leiden äußerlich, auf der Bühne, manchmal ganz unverschuldet scheint, entwickelt der Verfasser die Voraussetzungen des Tragischen aus dem Naturell Marias. Bei der Jungfrau hält das tragische Problem nicht stand, das Stück ist, vom Standpunkt des Kunstrichters angesehen, verunglückt. Das wissen wir alle. Aber trotzdem, wenn wir seine großen Reize leugnen wollten, jede Aufführung könnte uns eines bessern belehren, denn das Stück ist recht eigentlich bis auf den heutigen Tag beliebt. Woran liegt das? Nun, an den Bestandteilen, um deretwillen der fluge Dichter, der nicht nur schaffen konnte, sondern auch beurteilen, was er schuf, dem Titel einen kurzen Zusatz gab. Was liegt alles für ein junges Herz, männliches oder weibliches, beschlossen in den zwei Worten: Romantische Tragödie! O Traum der Jugend, o goldner Stern! Aber Weitbrecht sagt über dieses Drama etwas, was wir im Auszug hierhersetzen möchten. Die Jungfrau, meint er, ist neben den Räubern und der Maria Stuart vielleicht die populärste Tragödie Schillers, nur vom Tell an Popularität übertroffen, und es ist ein leuchtendes Zeichen dafür, wie wenig Chauvinisten wir Deutschen sind, daß das technisch und ästhetisch mangelhafte Drama, in dem der Patriotismus in französischem Harnisch auftritt, seinem patriotischen Gehalt seine Beliebtheit verdankt. Shakespeare läßt die Jungfrau mißhandeln, Voltaire beschimpft sie, Schiller hat ihr ein Denkmal gesetzt, das ihr Andenken gründlicher gereinigt hat, als alle historischen Reinigungsprozesse und kirchlichen Heiligsprechungen, und wir halten das Denkmal in Ehren und bekränzen es bei jeder Aufführung aufs neue und finden die eigne patriotische Begeisterung in den Worten „Nichtswürdig ist die Nation usw.“ ausgedrückt: ob sie ein Franzose spricht oder ein Deutscher, wenn sie nur wahr sind und uns aus

dem Herzen gesprochen! „Die Popularität der Jungfrau ist ein Zeugnis der deutschen Objektivität und Vorurteilslosigkeit in allem Patriotismus, ein Zeugnis, das wir uns unter den Nationen ganz ruhig selbst ausstellen dürfen.“ Ganz gewiß, aber uns, d. h. den Grenzboten, wäre es lieber, wir Deutschen wären in diesem einen Punkte etwas weniger „objektiv“ und hätten etwas mehr von dem empfindlichern, nach außen wirkenden Nationalgefühl, das sogar einzelne viel kleinere und jüngere Staategebilde haben, und das wir am liebsten in Eifersüchteleien unter einander zu verpuffen scheinen, wie das der Aufsatz über die Kaisermanöver (Heft 29) wieder aufs neue an einem bestimmten Beispiel dargelegt hat. Dann wollten wir umso lieber den Partikularismus im Reiche des Geistes, wo er sein gutes hat, sich ausarbeiten lassen, daß die Funken fliegen. Der Verfasser ist Schwabe, ein guter Schwabe! Ihn ärgerts, daß die Goethephilologie, die im Norden ihren Sitz hat, Schiller immer höchstens soweit mit behandelt, als ob er gerade noch gut genug für die Buben wäre, die Herren Professoren und Ästhetiker dagegen allein mit Goethe zu thun hätten, während doch die Verehrer Schillers sich immer redlich bemühten, Goethe zu geben, was ihm gebührt. Deswegen — so meint er —, wo sichs um Befundung unsrer angekränkelten Geisteskultur und darum handelt, daß der „nervöse Femininismus und die primanerhafte Früh- und Überreife des Modernen wieder einer männlicheren Art Platz mache, da mag eine erneute Vertiefung in Schillers Geist, wie sie der König von Württemberg eben in nationalem Interesse gewünscht hat, gerade unsrer Übergangszeit erspriessliche Dienste leisten.“ Wir stimmen dem aus vollem Herzen zu und meinen, die beiden, die hier unten vor hundert Jahren Hand in Hand gegangen sind, könnte nichts froher machen, als daß sie nun von oben herab sehen, wie das Heer der Nachfolger wieder zweigeteilt gegen einander tritt, und jeder Haufe seinen Helden im Schilde führt, und bei dem Kampfe so treffliche Bücher herausbringen wie dieses, das der Verfasser dem neuen schwäbischen Schillerverein gewidmet hat. Daß Schiller eine abgethane historische Erscheinung sei, das kommt ja auch im Norden keinem Urteilsfähigen in den Sinn. Wie Weitbrecht zeigt, daß die heutigen Dramatiker Kinder gegen ihn sind, so beweisen andre tagtäglich, wie unentbehrlich uns wieder seine Prosa und seine ästhetische Theorie geworden ist, und die breite Masse des Volks lernt aus seinem Tell immer aufs neue, was nationale Gesinnung ist. Es ist merkwürdiges Kapital, kein totes, was in seinen Werken beschloffen liegt: wer das nicht wüßte, könnte es aus diesem Buche sehen, und darum verdient sein Inhalt eine viel eingehendere Beachtung und Behandlung, als sie ihm eine kurze Anzeige gewähren kann.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von F. W. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig